

Gespräch

Trotz Ihrer unglaublichen Karriere sind Sie sehr bodenständig und quasi ein Weltstar zum Anfassen geblieben. Wie geht das?

Ich bin kein Weltstar. Da sitzt Marlene Dietrich (zeigt auf das Gemälde an der Wand, auf dem sie mit abgebildet ist), die war ein Weltstar! Natürlich erkennen mich fremde Leute, wenn ich irgendwo unterwegs bin, das ist schön. Ich habe in vielen Fernsehproduktionen mitgewirkt, ob mit Weihnachtsliedern oder über Kirchen in Brandenburg, das macht natürlich bekannter als die Rolle des Orpheus, auch wenn die, glaube ich, niemand so oft gesungen hat wie ich. Über hundert Mal seit 1987! Glucks „Orpheus und Eurydike“, inszeniert von Harry Kupfer, war ein Kassenschlager in der Komischen Oper, lief bis 2001 und wurde bei unzähligen Gastspielen gezeigt.

Schleicht sich da irgendwann so etwas wie Routine ein?

Nicht bei mir! Ich kann nur so singen, als wäre es zum ersten Mal – und zum letzten Mal! Mein Berufsethos wurde an der Komischen Oper geprägt, und da stand man vor jedem Auftritt total unter Strom. Ich muss auch heute noch, wenn ich auf die Bühne gehe, alles geben und zu hundert Prozent eins sein mit dem, was ich tue, sonst könnte ich meine Rolle nicht gut singen und spielen. Eine ironische Brechung der Figur? Nicht mit mir. Diese Einstellung kostet mich natürlich extrem viel Kraft. In den zwei, drei Minuten, ehe ich auf die Bühne gehe, ist der Stress so groß, dass ich meinen Text nicht mehr weiß und keine Note. Aber wenn ich dann draußen stehe, ist zum Glück alles wieder da. Doch die Minuten vorher sind furchtbar, und die Nerven, die man da lässt, kann einem niemand bezahlen.

Beneiden Sie einen medial präsenten und weltweit gefeierten Tenor wie Jonas Kaufmann?

Ja, und zwar um die Partien, die er als Tenor singen kann, wie Richard Wagners Lohengrin. Den hätte ich auch immer gern gesungen, aber nicht in einer komischen pseudomodernen Inszenierung, sondern so richtig mit Schwan und Schwert. Ich mag Jonas Kaufmann, er sang auch an der Komischen Oper, als er noch nicht so bekannt war. Er hat nicht aufgegeben, obwohl er mal ziemlich unten war und ans Aufhören gedacht hatte. Solche Menschen schätze ich.

Kein Bedauern im Nachhinein, wenn Sie an so manche Westkarriere denken, bei der ein vielleicht kleines Talent enorm lukrativ vermarktet wurde?

Überhaupt nicht! Der Osten war und ist meine Heimat. Ich wollte auch nach der Maueröffnung nicht, dass der alte Osten zum neuen Westen wird, sondern ich wollte eine andere DDR haben. Deshalb sind wir damals auf die Straße gegangen. Nun ist es anders gekommen, und wir haben eine ehemalige FDJ-Sekretärin als Bundeskanzlerin. Aber so schlecht kann die FDJ nicht gewesen sein, ich war schließlich auch dabei. Und ich singe noch, und sie regiert noch.

Ihr neues Programm im Berliner Ensemble heißt „Pierrot sucht Lohengrin“ – erfüllen Sie sich damit Ihre Sehnsucht nach Wagners Schwanenritter?

Ja, und ich werde nicht nur den Lohengrin, sondern auch alle anderen Partien aus dieser Oper singen. Und die Grauserzählung wird ein Rap! Mein wunderbarer musikalischer Leiter Uwe Hilprecht und ich haben eine spezielle Fassung entwickelt. In Wagners eigenen Worten und mit seinen heute manchmal komisch klingenden Regieanweisungen erzähle ich die Geschichte von Elsa, von Lohengrin und den Schandtaten von Brabant.

Wie wird es mit einem bei allem künstlerischen Wert doch teuren und durchaus elitären Genre wie der Oper weitergehen?

Die Oper war ja, seit sie existiert, permanent in der Krise. Vielleicht gehört das zu ihr dazu. Die Intendanten, Komponisten, Sänger, Orchester sollen einfach gut arbeiten, dann kommt das Publikum schon.

Kurz gefragt und kurz geantwortet, bitte: Was ist Musik?

Eine heilige Kunst, um mit Hugo von Hofmannsthal zu sprechen, der diese Worte den Komponisten in „Ariadne auf Naxos“ sagen lässt. Man muss sie auch dementsprechend betreiben. Wir ausübenden Künstler sind ja bloß die Stellvertreter des Komponisten. Wir müssen ihn verteidigen und die Werke in seinem Sinne aufführen, nicht unseren privaten Müll drüberkippen. Die Noten, das Autograph sind unsere Bibel. Manchmal gelingt es besser, manchmal weniger, aber der Weg ist das Ziel, und man muss sich immer bemühen.



BERLINER ZEITUNG/BENJAMIN PRITZKULEIT

... draußen stehe, ist zum Glück alles wieder da. Doch die Minuten vorher sind furchtbar, und die Nerven, die man da lässt, kann einem niemand bezahlen.